

„Besucherzahlen können nicht alles sein“

Über keine Kulturinstitution wurde während der Pandemie so viel diskutiert wie über das Museum. Fehlende Touristen machten eine Fehlentwicklung der vergangenen Jahre schmerzhaft sichtbar. Die Studie „Recht auf Museum?“ greift die drängendsten Fragen auf, denen sich die Museen stellen müssen. Erstellt wurde sie federführend von der Wiener Kulturwissenschaftlerin Luise Reitstätter. Sie und ihre Kolleginnen haben die Antworten von jeweils 200 Besucherinnen und Besuchern nach deren Aufenthalt in fünf Wiener Museen analysiert. Die StandArt-Videoversion dieses Gesprächs finden Sie auf www.derStandard.at.

STANDARD: Die großen Museen wurden in den vergangenen Jahren von Touristen gestürmt. Was denkt das lokale Publikum darüber?

Reitstätter: Die lokalen Besucher haben sich während der Pandemie und bei wiedergeöffneten Museen darüber gefreut, mehr Raum zur Verfügung zu haben. Gerade in den großen Häusern haben sie sich selbst wieder als Erstadressaten der Museen gefühlt.

STANDARD: Weil es keine Touristen gab.

Reitstätter: Gruppen, die gern ins Museum gehen, werden oftmals gegeneinander ausgespielt. Die Wahrheit ist natürlich, dass man nicht alle gleichermaßen bedienen kann. Das Empfinden war aktuell bei manchen Wienern aber so, dass das Museum wieder für sie da ist und nicht vornehmlich für Touristen.

STANDARD: Wie ist das Verhältnis der Wiener generell zu ihren Museen?

Reitstätter: Ein sehr gutes! In unserer Studie gaben 80 Prozent der Besucher mit voller Zustimmung an, dass sie sich in den Museen wohl- und willkommen fühlen.

STANDARD: Die Eintrittspreise sind teilweise gesalzen, soziale Schranken sind für viele Menschen eine Hürde, den Weg ins Museum zu finden. Wie demokratisch sind Museen?

Reitstätter: Es gibt eine Diskrepanz zwischen dem Ideal- und dem Realzustand. Historisch betrachtet, durfte man nach dem Öffentlichen werden der vormals aristokratischen Sammlungen nur in angemessener Kleidung und an bestimmten Tagen Museen besuchen. Auch heute sind Museen noch Orte der Distinktion. Von familiärer Prägung bis Einkommen greifen viele soziale Ausschlussmechanismen.

STANDARD: Wie diese abbauen?

Reitstätter: Das ist alles andere als einfach. Es ist mit großem Aufwand und viel Engagement verbunden, Diversifizierung findet meist nur im Kleinen statt. Im Rahmen unserer Studie haben wir zum Beispiel Stadttouren gemacht und Menschen konkret eingeladen, mit uns ins Museum zu gehen. Vor einer Kommode im Mak sagte dann zum Beispiel ein bisheriger Nichtbesucher: Na, auf Willhaben würde die schnell weggehen. Etwas später meinte er: Kulturerbe ist einfach unbezahlbar. Geschichte kann man nicht kaufen. Das verdeutlicht gut die Prozesse, die individuell und im Kleinen passieren.

STANDARD: Ist es eine Illusion, dass man plötzlich ein neues, diverseres Publikum findet?

Reitstätter: Ja, das ist es. Aber es geht auch um Prioritäten, was Gelder und Ressourcen anbelangt. Man kann eine tolle Sonderausstellung um 300.000 Euro machen, aber um dasselbe Geld auch sechs Kulturvermittler anstellen. Die Frage lautet: Was will ich?

Das Museum ist eine Institution des 19. Jahrhunderts. Eine Wiener Studie befragt Besucher, welche Erwartungen sie an ihre Museen haben. Studienautorin Luise Reitstätter weiß es.

INTERVIEW: Stephan Hilpold



Foto: StandArt

Kaum jemand kennt die österreichischen Museen so gut wie sie: die Kulturwissenschaftlerin Luise Reitstätter im Wiener Volkskundemuseum anlässlich des StandArt-Gesprächs.

STANDARD: Wie steht es um die Art der Präsentation? Wird diese als zeitgerecht beurteilt?

Reitstätter: Der große Zuspruch zu den heimischen Museen speist sich aus dem gewaltigen österreichischen Kulturerbe. Wie dieses präsentiert wird, wird nicht immer als erhellend empfunden. Zum Beispiel, wenn nicht erklärt wird, warum gewisse Objekte überhaupt ausgestellt sind. Dabei ist das eine kuratorische Grundfrage. Viele Beschwerden von Besuchern fallen in den Text- und Kontextualisierungsbereich.

STANDARD: Weil Texte in Kuratortexten gehalten sind?

Reitstätter: Die Texte beantworten oft nicht die Fragen, die sich Besucher stellen. Ein Kommentar aus unserer Studie lautete: ‚There is too much what and too little why.‘ Das bringt es gut auf den Punkt. Es wäre lohnend, einmal eine Ausstellung der kryptischsten Ausstellungstexte zu machen.

STANDARD: Gibt es zu wenig Vermittlung?

Reitstätter: Man kann nicht davon ausgehen, dass Objekte für sich selbst sprechen. Also ja: Vermittlung muss stärker in den Vordergrund gerückt werden. Besucher haben sehr unterschiedliche Hintergründe, es gibt keinen gemeinsamen Wissenshintergrund.

STANDARD: Was bedeutet das konkret?

Reitstätter: Die Objekte sind häufig kurz oder gar nicht beschrieben. Erläuterungen werden oft an das personale oder digitale Vermitt-

lungsprogramm ausgelagert, sie sind kaum holistisch als Erzählungen im Raum angelegt. Ich plädiere dafür, die Ausstellungen selbst viel stärker als Kommunikationsmedien zu denken. Besonders gelungen werden Präsentationen empfunden, in denen man zum Weiterdenken angeregt wird. Der Einsatz „sprechender“ Objekte, die Besucher mit ihrer Lebenswelt verbinden, gut integrierte Videos oder auch Kommentare anderer Besucher können dabei helfen.

STANDARD: Eine Forderung von Kulturkritikern lautet, dass sich Museen weniger als Orte der Artefakte denn als Orte der Begegnung verstehen. Möchten das auch die Besucher?

Reitstätter: Es gibt die klassische Vorstellung, dass Museen objektbasierte Bildungsinstitutionen sind. Und so werden Museen auch nach wie vor von den Besuchern verstanden, wenn sie diese etwa in unserer Studie über alle Sparten hinweg als „informativ“ und „interessant“ beschreiben. Wenn man Museen als soziale Räume begreift, muss das nicht bedeuten, dass man sich vom klassischen Museumskonzept abwendet. Es sollte einem aber bewusst sein, dass drei Viertel aller Besucher in Gruppen ins Museum gehen. Darauf kann ich zum Beispiel mit mehr Sitzgelegenheiten oder konsumfreien öffentlichen Orten zum Verweilen und Austauschen reagieren.

STANDARD: Wie werden sich Museen verändern müssen?

Reitstätter: Der Tourismus wird sich nicht so schnell erholen, das verändert schon einmal vieles. Es wird in Zukunft andere Evaluationskriterien brauchen, Besuchszahlen können nicht alles sein. Es gibt noch andere Kennzahlen: Wie war die Aufenthaltsqualität? Kommen Besucher mehrmals? An was kann man sich eine Woche nach dem Besuch erinnern? Da ist jetzt auch die Kulturpolitik gefordert.

LUISE REITSTÄTTER ist Kulturwissenschaftlerin.

„Es wird in Zukunft andere Evaluationskriterien für Museen brauchen.“

Luise Reitstätter

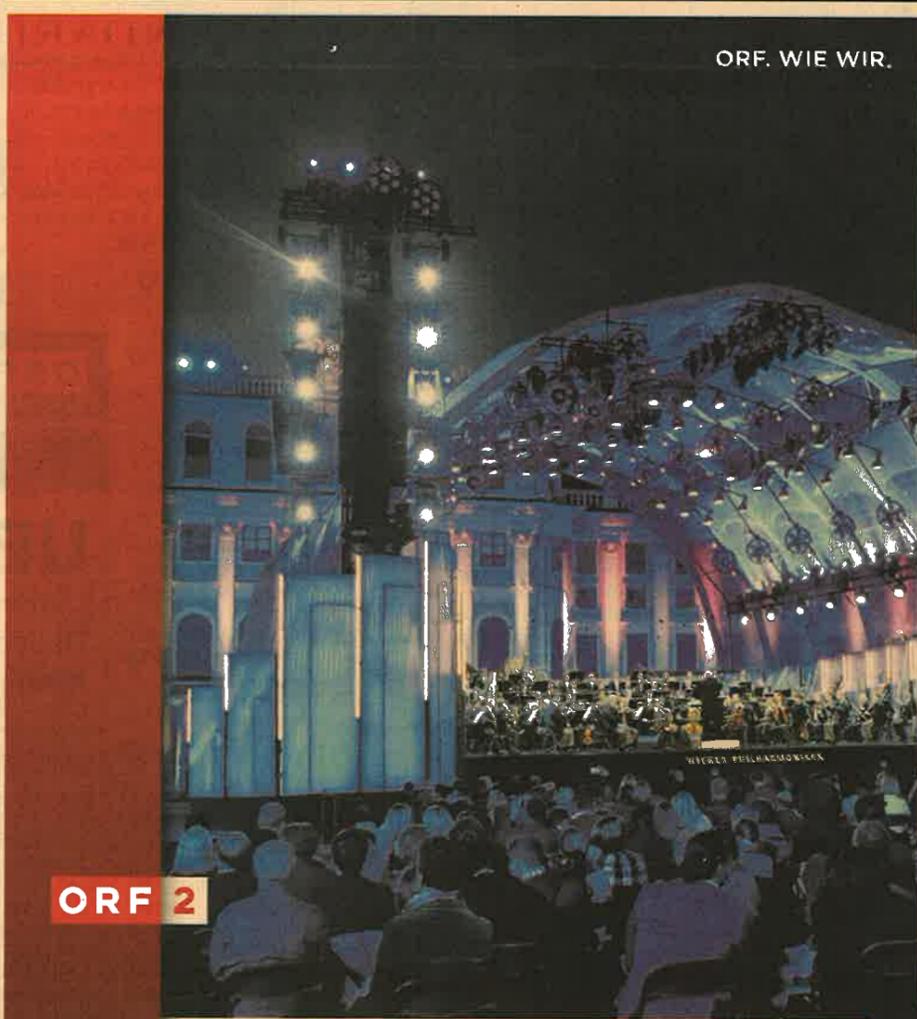
KURZ GEMELDET

Salzburgs Bürgermeister erteilt neuen Straßennamen Abfuhr

Salzburg – In der Vorwoche ist in der Stadt Salzburg der Bericht einer Historikerkommission über NS-belastete Straßennamen präsentiert worden. In 13 Fällen stellten die Wissenschaftler fest, dass die Verstrickungen der Namenspaten mit den Nationalsozialisten derart gravierend waren, dass auch über eine Umbenennung diskutiert werden sollte. Eine De-

Neufassung von „Miss Saigon“ eröffnet das Raimund-Theater

Wien – „Miss Saigon“ hätte am 28. Jänner das Wiener Raimund-Theater nach der Generalsanierung eröffnen sollen, musste aufgrund von Covid aber verschoben werden. Am 3. Dezember soll es nun so weit sein. Mittlerweile steht auch der Cast für die Inszenierung des „Megamusicals“ fest: So kehrt der in Wien zum Star aufgestiegene Niederländer Oedo Kuipers



ORF. WIE WIR.

ORF 2

SOMMERNACHTSKONZERT DER WIENER PHILHARMONIKER
DIRIGENT: DANIEL HARDING | PIANIST: IGOR LEVIT

MORGEN 21:20
LIVE AUS SCHÖNBRUNN